

# Lebenserinnerungen.

Von Georg Horn

## I

Kurz vor seinem Ableben hat uns der Kollege Horn, unser „Alter“, einige Werke aus seiner Feder überlassen mit der Bitte, diese zum Abschluss zu bringen, wenn ihm dieses nicht möglich sein sollte, und sie der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Diesem Wunsche kommen wir hiermit nach und folgen diese Werke in zwangloser Form in den nächsten Nummern des „Fachgenossen“. Die Red.

### Heimat und Kindheit.

„Wie herrlich ist es im Wald,  
Im schönen Steigerwald!“

So habe ich als kleiner Knabe mit meiner klaren Silberstimme in voller Lust und voller Brust mitgesungen, wenn das Liedchen bei irgend einer Gelegenheit angestimmt wurde. Und ich sang gerade dieses Liedchen so gern. Sang es so gern, weil ich damit das schöne Stückchen Erde verherrlichte, das meine Heimat bildete.

Denn inmitten des Steigerwaldes, vom dem der Dichter also singt, liegt umsäumt von waldigen Bergeshöhen, auf denen mächtige, knorrige Eichen, breitästige Buchen, schlanke, zum Himmel strebende Fichten und Tannen, weißstämmige Birken und verschiedene andere Baumarten, untermischt mit jungem Nachwuchs und interessantem Strauchwerk aller Art, in angenehmer Abwechslung miteinander zu wetteifern scheinen, um das gesamte Landschaftsbild recht zu verschönen, das kleine, bescheidene Gebirgsdörfchen

#### Fabrik-Schleichach, mein Geburtsort.

Dieser an Naturschönheiten so reiche Steigerwald nimmt unterhalb der oberfränkischen Stadt Bamberg seinen Anfang, zieht sich von da am linken Mainufer entlang bis in die Gegend der unterfränkischen Stadt Haßfurt, von wo aus sich seine fast nie unterbrochene Hügelkette, immer mehr nach links gerichtet und das altberühmte Kloster Ebrach mit seiner herrlichen, vielbewunderten Kirche (jetzt Zuchthaus) einschließend, im mittelfränkischen Gebiet allmählich in Flachland übergehend, verliert. Eine kleine Eigentümlichkeit besitzt u. a. der Steigerwald auch insofern, als in einem Rundkreis von etwas mehr als 2 Stunden nicht weniger als 4 Schleichach liegen; davon das

eine (Oberschleichach) mehr auf Waldeshöhe; die übrigen drei: Unterschleichach, Neuschleichach (gewöhnlich „Althütten“ genannt), und Fabrik-Schleichach sind in Talkessel gelegen. Ober- und Unterschleichach sind älteren Ursprungs. Neuschleichach entstand im 18. Jahrhundert dadurch, dass an jener Stelle eine Glashütte angelegt wurde, um den dort wegen seiner großen Fülle fast wertlos vorhandenen Holzreichtum gewinnbringender zu verwerten. Nachdem dies geschehen, wurde die Glashütte nach einem anderen Teil des Gebirges verlegt, wo sie die Bezeichnung Fabrik-Schleichach erhielt. Daher der Sprachgebrauch an Stelle Neuschleichach: „Althütten“. Bei dem am linken Mainufer, zwischen Bamberg und Haßfurt, gelegenen Städtchen Eltmann tritt man unmittelbar in das Gebiet des Steigerwaldes ein. Sogleich geht es einen ziemlich steilen Berg hinan, an dessen Fuß sich eine sogenannte Leidensstation des Heilandes befindet: der „Ölberg“, in dem Christus in Lebensgröße betend, dargestellt ist, indessen in einiger Entfernung die Jünger schlafend dargestellt sind. Die ganze Anlage macht für den Vorübergehenden einen feierlichen Eindruck. So erging es auch mir. Wenn ich als ein im christlich-katholischen Glauben wohlzogener Knabe an dieser Station vorüberging, habe ich stets in heiliger Ehrfurcht ein Vaterunser gebetet.

Von da geht es eine ziemlich halbe Stunde den steilen Berg hinan; der übrige Weg führt nur durch Wald von rechts und links, bis wir zu dem ersten Berg gelangen, der ebenso steil wie der erstiegene, abwärts nach Unterschleichach führt.

Von der Mitte dieses Dorfes aus führen nach rechts zwei Straßen nach Oberschleichach und „Althütten“, beide Ortschaften durch einen ziemlich steilen Ausläufer der romantischen Gebirgskette getrennt, während auf der linken Seite eine Straße nach dem benachbarten Dorfe Fatschenbrunn führt. Zwischenhindurch, in einer Talenge von etwa 15 Minuten Zeitraum führt eine vierte Straße abermals einen langen Berg hinan, auf dessen Höhe wiederum dichte Waldungen sich ausbreiten. Nach etwa ½ stündiger Wanderung ist man am „Käppesberg“ angelangt, so genannt, weil auf seiner mehr dem Süden zugewandten Seite eine kleine Kapelle steht, der Muttergottes geweiht. Von dieser Kapelle erzählt die Steigerwaldsage u. a. folgendes:

„In früheren Jahrhunderten (als noch keine unserer modernen Straßen vorhanden waren) führte von der höchsten

Stelle des Berges, da wo die Kapelle noch heute steht, ein tiefer schmaler Hohlweg den sehr steilen, in gerader Linie durchfurchten Berg hinab ins Tal. Da geschah es eines Tages, dass ein Fuhrmann einen mit Gütern schwerbeladenen und mit drei Pferden bespannten Wagen die steile Schlucht hinunter fuhr. Aber kaum hatte er in die enge Kurve eingelenkt, da rissen die Hemmketten am Wagen, und dieser samt den Pferden sauste in immer steigender Geschwindigkeit den Berg hinunter. In diesen Augenblicken höchster Not habe der Mann einen stillen Schwur zur Gottesmutter gen Himmel gesandt: Wenn sein Fuhrwerk unten glücklich anlangte, wolle er ihr (der Gottesmutter) zu Ehren oben auf dem Berge eine Kapelle erbauen lassen. Und richtig sei sein Gebet erhört worden. Zum „Beweis“ für die Wahrheit dieser Begebenheit ist oberhalb des Eingangs in die Kapelle in einer Nische die Figur in der Tracht eines Fuhrmannes früherer Zeiten dargestellt, die mit hoherhobenen Händen zum Himmel fleht.

Die Straße des heutigen „Käppelesberg“ schlängelt sich seitwärts und in nicht zu steilen Windungen den Berg hinab. Ungefähr in halber Höhe eröffnet sich ein angenehmer Ausblick in einen rundlichen Talkessel, innerhalb dessen das kleine Dörfchen Fabrik-Schleichach zwischen hohen Pappeln und Obstbäumen aller Art freundlich hervorlugt. Gleich am Ende des waldbestandenen Berges stehen rechts und links der Straße die ersten zwei Gehöfte wohlhabender Leute; dann folgen rechts das Forsthaus mit weitausgedehnten wohlgepflegten Blumen-, Gemüse- und Baumgärten. Zur linken Seite, dem Forsthaus gegenüber, liegt der Gasthof mit ebensolcher Gartenkultur. Was aber dem ganzen Dörfchen einen besonderen Reiz verleiht, das ist ein zwischen dem Forsthausgarten und der Kirche gelegener, meist mit Karpfen und Schleien wohlbestandener Weiher, und der zur Winterszeit bei hartem Frost der Tummelplatz für Erwachsene und Kinder zum Zwecke des Schlittschuhlaufens und des „Schlitterns“ auf Schusters Rappen ist. Dem Ufer des Weihers der Kirche zu schließt sich ein breiter Streifen Rasen an, dessen sanftes Grün sich zur Sommerszeit in den Wellen des Weihers herrlich widerspiegelt. Die Kirche selbst wird von zwei am Eingange stehenden mächtigen Pappeln beschattet. Der Teil des vor der Kirche liegenden Rasenstreifens ist rechts und links mit je einer Reihe Vogelbeerbäumen bepflanzt, so dass sie eine Allee bilden, zwischen der die umliegenden Bewohner zur Kirche schreiten, wenn sie ihre Andacht verrichten wollen. Zur Blütezeit verbreiten diese

Bäume einen angenehmen Duft, während sie zur Winterszeit, wenn ihr Geäste mit goldgelben und gelblich-rötlichen Traubenbüscheln dicht behangen ist, diesem Ortsteil nicht nur ein reizendes Gepräge geben, sondern auch der Tummelplatz einer ganzen Anzahl gefiederter Sänger ist, wie: Amsel, Dompfaff, Seidenschwanz u. a., die sich an den köstlichen Beeren gütlich tun zur Stillung ihres Hungers in schweren, harten Wintertagen. Der Kirche gegenüber steht das Pfarrhaus, eigentlich nicht Pfarrhaus, sondern das Schulhaus, in dessen oberen Räumen die Wohnung des Kaplans sich befindet, der zugleich das Amt eines Lokalschulinspektors bekleidet. Kirche und Schulhaus werden von einer Straße getrennt, die westlich gerichtet ins untere Frankenland führt. Vor dem Schulhause stand früher ein sogen. „Immerlaufender Brunnen“. dessen Wasser dem „Buchbrunnen“ entquoll und nicht sowohl die Glasfabrik als auch den ganzen Ort mit köstlichstem Quellwasser versorgte.

Gleich nebenan, kaum 10 Schritt vom Schulhaus getrennt, befand sich die Glasfabrik, die ursprünglich königlich bayerisches Staatseigentum war. Sie war ein imposantes, aus Fachwerk hergestelltes Gebäude, dessen Eckpfeiler aus mächtigen Eichenstämmen bestanden, die hart und fest wie Eisen waren. Die Fabrik wurde um die Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet. Diese Fabrik hat eine wechselreiche Geschichte. Zu ihrem Betriebe mussten geschickte und kräftige Arbeiter aus den verschiedensten Ländern der Welt herbeigeholt werden. Außer Deutschen: Schweden, Engländer, Franzosen, Schweizer, Böhmen und andere. Es wurden „rondels chif“, auf deutsch: „Halb-Mondglas“ hergestellt, Erzeugnisse, die in ihrer runden flachen Form hohen Wagenrädern glichen und durchschnittlich ein Gewicht von 20 bis 30 Pfund hatten. Später, als diese Art Fensterglas durch die auf rheinisch-französische Art hergestellten „Walzen“ oder auch „Zylinder“ verdrängt wurde, wurde auch hier das neue Verfahren eingeführt. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam die Fabrik in Privatbesitz, in dessen Verlauf teils Walzen, teils Flaschen, Medizin- und Hohlglas der verschiedensten Art hergestellt wurden, bis sie endlich in den 60er Jahren infolge der immer drückender werdenden Konkurrenz ganz einging.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich das Bild meines Geburtsortes und seiner nächsten Umgebung noch etwas vervollständigen. Um all die fremden Arbeiter, die zum Betriebe der Fabrik notwendig waren, unterzubringen, wurden in einem

rechtwinkligen Viereck sogen. „Arbeiterwohnungen“ gebaut. Es waren langgestreckte, ebenfalls aus Fachwerk bestehende niedrige Gebäude, deren Eingangstüren kaum die Höhe von 1,75 Meter erreichten. In jedem dieser „Häuser“ waren sechs Wohnungen in primitivster Ausführung eingerichtet. Je eine Wohnstube von zirka 8 Quadratmeter im Geviert, eine Schlafkammer in gleicher Größe, und ein Küche, kaum halb so groß, das war die „Wohnung“ für oft 5, 6 oder 8 Personen. In der „Schlafstube“ kampierten also Erwachsene, Halberwachsene und Kinder beiderlei Geschlechts in bunter Abwechslung durcheinander. Danach also Proletarier“wohnungen“ niederster und ungesunderster Sorte, wie man sie sich nur denken kann. Wenn ihre Folgen bei der Arbeiterschaft nicht besonders schlimm in die Erscheinung traten, so war dies der zonenreichen, gesunden und frischen Luft zu verdanken, die von den walddreichen Bergeshöhen ausströmte.

Diese walddreichen Bergeshöhen, von denen das niedliche Dörfchen wie mit einem Kranze eingeschlossen ist, haben nur nach Süden zu eine Unterbrechung; eine Straße, daneben ein kleiner Bach herlaufend, „Karbach“ genannt, die beide ihren Lauf nach dem benachbarten Ort Karbach nehmen. Diese Berge haben verschiedene Namen: der nach dem Süden zu auslaufende „Schieferlesrangen“, so genannt, weil einstmals das Holz, welches für den Betrieb der Glashütte „geschlagen“ wurde, zugleich an Ort und Stelle zerkleinert, zu Schieferli - wie es vom Volksmund genannt wurde - gemacht und zum Austrocknen aufgespeichert wurde.

Diesem Höhenzug schließt sich nach Osten und Norden zu der „Auerberg“ an, auf dessen äußersten Vorsprung das bereits vorerwähnte „Käppele“ steht. Von dieser Stelle aus genießt man einen schönen freien Ausblick nicht nur auf das Dörfchen Fabrikschleichach selbst und seine nächste Umgebung, so dass man jedes Haus, ja jeden Baum innerhalb des Ortsrahmens zählen kann, sondern weit über das Tal hinaus, bis zu den bewaldeten Höhen des mittelfränkischen Gebietes. Folgt man der Straße nach Westen zu, so eröffnet sich abermals ein schmales Tal, ein sogen. Wiesengrund, in dessen Mitte der „Erlesbach“, so genannt, weil dieser auf beiden Seiten seines Laufes dicht mit Erlelen umsäumt ist, hindurchfließt. Dieser Bach war von jeher mit anmutigen Gebirgsbachfischlein und Krebsen bevölkert. Den Ursprung diese Baches bildet eigentlich der „Steinberg“, der sich ebenfalls nach Westen hinzieht und der an seiner Hinterseite ein zweites Quellengebiet erschließt, welches sich in den

„Steinbach“ verwandelt, der ebenso wie sein Schwesterbach das Vergnügen genießt, sich zwischen Sträuchern und blumigen Wiesen hindurchzuwinden. Auch dieser Bach wird von bunten, munteren Fischlein, darunter auch Forellen und Krebsen, belebt. Dem vorgenannten „Steinberg“ schließt sich der „Hohe Tännicht“ an, ein hoher rundlicher Bergesgipfel, der majestätisch auf den der an seinem Fuße sich hinziehenden Wanderer herniederblickt. Warum dieser Bergeskegel „Hohe Tännicht“ heißt, weiß ich eigentlich nicht zu sagen, da auf ihm kein Nadelholz, sondern nur Buchen und Eichen und verstreut auch einige schlanke Birken wachsen.

Um das Bild vollständig zu machen, muss ich noch einmal zum „Auerberg“ zurückkehren. An Fuße seines nördlichen Ausläufers gelangt man in eine recht unwirtliche, von tiefen Schluchten zerrissene Waldeseinsamkeit, in die „Böhl“. Hier wird die Schlucht zu einem reißenden, wildtosenden Strom, wenn sich Gewitter ihrer nassen Begleiter entledigen, die Sturzbächen gleich den steilen Bergpartien hinunterrauschen. Hier gibt es Stellen, wo selten ein warmer, freundlicher Sonnenstrahl das Geäste der Waldesriesen durchbricht, und wo es selbst an den heißesten Sommertagen zum „Verkühlen“ zu kalt ist. Und doch bietet auch dieser rauhe Gebirgsteil manch schätzenswerte Naturschönheit. An den steilsten, der Sonne dennoch ein wenig zugewandten Abhängen wachsen üppige Haselnußsträucher, die oft in überreichen Mengen ihre süßen, so gesunden Gaben spenden. Hier halten Eichhörnchen zur Herbst- und Winterszeit ihre Schmäuse an der köstlichen Frucht, und ihnen schließen sich neidvoll oder auch neidlos an: Häher und Mäuslein, groß und klein. Und unter den weitverzweigten, oft komisch ineinander verschlungenen Wurzeln dieser Sträucher hausen flink und lustig zwitschernd die kleinsten unserer heimischen Vogelarten: Zaunkönige, und sorgen, wenn der Frühling gekommen, für hinreichende Nachkommenschaft, damit es immer so bleibe. Dasselbe tut das niedliche Geschlecht der „Grasmücken“, die ihre Brut unter dichten Grasbüscheln vor den Verfolgungen raubgieriger Sperber und Neuntöter schützen. In den dichtesten Gezweigen der Nußbüsche bauen Amsel und Singdrossel ihre Nester zu gleichen Zwecken. Und wenn im Herbst die Früchte gereift, da wandern Mädchen und Knaben hinaus in die „Böhl“ und ernten bei Hallo und Purzelbäumen von den steilsten Stellen ganze Schürzen und Säcke voll „Haselnüß“.

# Lebenserinnerungen II

Von Georg Horn  
(Fortsetzung)

Von der Höhe dieses Waldgebietes kommt man nach etwa einstündiger Wanderung an den rechtsseitigen Ausläufer des Hochgebirges, den „Zabelstein“. Hier hat vor alters eine Ritterburg gestanden, die im Bauernkrieg, wie so viele ihrer Art, von den „aufrührerischen“ Bauern zerstört wurde. Ein Teil der Ruine steht noch und unter derselben findet man noch Teile wetterbeständiger Keller und Burgverließe. Von dieser romantisch gelegenen Stelle aus gewinnt man ebenfalls einen weiten Ausblick in das anmutige Frankenland (Unterfranken). Hundert von Dörfern und Städten, zerstreut in den fruchtbaren Gefilden dieses Kreises schauen uns entgegen. Und bezaubernd wirkt erst das Landschaftsbild, wenn wir hoch da oben vom „Zabelstein“ den Blick mehr nach rechts wenden. Da schlängelt sich der grünschillernde Mainstrom in zahllosen Windungen, bevölkert von Kähnen und Flößen, an zahlreichen Dörfern und Städten vorbei nach Schweinfurt, Würzburg, durch den Spessart nach Aschaffenburg und Mainz, wo er sich brüderlich mit dem großen, mächtigen Rheinstrom vereinigt. Und würde vom „Zabelstein“ der weitere Ausblick nicht durch den „Steilberg“ bei Würzburg gehindert, so würde man bei klarem Wetter selbst das „Käppele“ und die Festung Marienberg bei Würzburg schauen können.

Innerhalb dieses ganzen weiten Gebietes des engeren Steigerwaldes liegen nicht weniger als ein volles halbes Dutzend Förstereien und außerdem eine kleinere Anzahl „Forstwartereien“. Förster und ihre Gehilfen, Pfarrer und Kapläne, Schullehrer und andere „Honorige“ des Steigerwaldes haben immer und immer wieder das idyllisch gelegene Dörfchen Fabrikschleichach zu ihren Zusammenkünften gemacht, wo Scheibenschießen, Jägerübungen und Kurzweil allerlei Art veranstaltet wurden. Und man muss es den Forstleuten des Steigerwaldes und ihren Freunden lassen: In der Pflege des Waldes und der Verschönerung desselben und des Schaffens von Unterhaltungsplätzen haben sie vieles geleistet. Dem steilen „Käpplesberg“ hinauf sind Zickzackwege gelegt, unterbrochen mit Ruheplätzen aus Holz oder Moos. Um das „Käppele“ herum sind Wege und Sträucher geschaffen worden, die eine Zierde für das Plätzchen sind. Beim „Erlesbach“ entspringt aus den

Wurzeln einer Buche eine kleine Quelle. Ein ideal angelegter „Grünrock“ machte ein „Rondel“ davor, ließ Bänke und Tische aufrichten, Wege und freie Plätze herstellen und „taufte“ das Ganze: „Wodansbrunnen“. Jedes Jahr wird hier ein „Wodansfest“ veranstaltet, an dem die ganze Bevölkerung des Bezirks teilnimmt bei Bier, Knackwürstl, Kaffee und Kuchen usw. Mitunter kommt es auch vor, dass es auf diesem Fest echt „bayerische Watschn“ gibt.

Auch der „Buchbrunnen“, von dem schon die Rede war, ist durch entsprechende Anlagen gewürdigt worden. Diese Quelle hat sehr merkwürdigerweise das mit dem beschriebenen „Wodansbrunnen“ gemein, dass sie ebenfalls aus dem Wurzelwerk einer großen schattenreiche Buche entspringt, woher sie ihren Namen erhalten hat.

Das ist, in großen Zügen gesagt, meine Heimat. Und in einer der geschilderten kleinen und armseligen „Wohnungen“ bin ich geboren; geboren als ein wahrhaftiges Proletarierkind. Hier stand meine Wiege; aber nicht eine wie die von reichen, vornehmen Eltern erzeugten Kindern sie besitzen. Eine alte Glaskiste, auf einige abgerundete Bretter festgenagelt, und „fertig war die Laube“.

Ich in nicht einmal das Kind ehelicher - oder wie man dort auch sagt „ehrlicher“ - proletarischer Eltern, sondern ein Kind der „freien Liebe“; der freien Liebe, über die scheinheilige Betschwestern in Unterrock und Männerhosen „schamisch“ die Nase rümpfen. Meinen sogenannten Vater habe ich zum erstenmale gesehen, als ich bereits 12 Jahre war und zum erstenmale zur „heiligen Kommunion“ gehen sollte. So lange wurde ich, selbst von meiner Mutter, in dem „guten Glauben“ erhalten, als sei mein Vater gestorben, da ich noch ein ganz kleines Kind war. Nur eins fiel mir schon auf, da ich als Kind zu denken anfing, nämlich: Warum wohl musste meine arme Mutter, wenn sie zur Kirche ging, ganz hinten an der Kirchtür stehen, während andere Frauen sich in die Stühle setzen oder knien konnten? Kein Mensch wollte mich darüber aufklären, weil meine gute Mutter den Leuten gesagt hatte, sie sollten es nicht tun, um ihr „liebes Jörgla“ nicht zu betrüben. Und als sie es mir kurz vor meiner Kommunion endlich sagte, dass Mädchen, welche ein uneheliches Kind gebären, als „unrein“ angesehen und zur Strafe für ihren „Sündenfall“ nur an der Kirchtür stehen dürfen, da packte mich heiliger Zorn ob solcher Niedertracht, so dass es großer Überredung bedurfte, mich zur Teilnahme an der Kommunion zu bewegen.



Mit dieser Aufklärung durch die eigene Mutter hing eng zusammen die erste Begegnung mit meinem Erzeuger. Ganz urplötzlich und ungeahnt stellte ihn mir eine Bauersfrau als meinen „Vater“ vor. Dieser Augenblick ist mir für ein ganzes Menschenleben in der Seele haften geblieben. Erst sprachlos, sah ich den Mann von oben bis unten an und dann fuhr ich los: „Ihr wollt mei Vater sei? Jetzt, wo i 12 Jahr alt bin, kommt Ihr erst zu mir! Na, ich mag Euer Kind net sei!“ und mit wenigen Sätzen rannte ich zur Haustür und schlug sie ihm vor der Nase zu. So sehr hatte mich die Verachtung gegen meinen Erzeuger erfasst, gegen den Mann, der so pflichtvergessen gegen seine Braut und ihrem Kinde gehandelt hat, was um so schwerer von meiner Mutter und ihrem Kinde empfunden werden musste, als mein Geburtsjahr (1841) mitten in die Teuerungsjahre 1840 - 1842 fiel, in denen die arme Gebirgsbevölkerung unter Hunger und Entbehrungen aller Art aufs schwerste zu leiden hatte. Denn hätte der Mann mit seinem Verdienste meine Mutter auch nur einigermaßen unterstützt, so wären wahrscheinlich ihre Brüste, als der Nahrungsquell für ihr Kind, nicht vorzeitig versiegt, so dass sie mich nur noch mit dünner Kartoffelsuppe und im warmen Wasser aufgeweichten Brotrinden „ernähren“ musste, wie sie später oft zu mir sagte. Meine Mutter aber, die durchs Fenster alles mitangesehen hatte, nahm mich in ihre Arme und sagte unter Tränen zu mir: Hast`s recht gemacht, mein Junge, jetzt wo ich dich soweit groß gezogen habe, brauchen wir ihn auch nicht mehr. Und sie hatte Stolz und Ehrgefühl genug, den Mann, der sie - nachdem er wusste, was mit ihr geschehen war - feig und schnöde verließ, und sich 12 Jahre lang und ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, in der Welt herumtrieb, zu verachten, ihm keine Sekunde Gelegenheit zu geben sie zu sehen und zu diesem Zwecke auch noch die kleinen niederen Fenster zu verhängen. Diese Freveltat meines Erzeugers, verbunden mit dem unausbleiblichen Elend jener Teuerjahre, hatte zur Folge, dass ich ein Kind mit schwächlichem Körper blieb, das gar bald von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde. Noch heute schweben mir die Begleiterscheinungen jener tückischen Krankheit (Lungenentzündung) und ihre Nachwehen vor. In der Fieberhitze sah ich allerhand grausiges Getier, das sich über mich hermachte und quälte, bis ich in völlige Bewußtlosigkeit verfiel. Noch sehe ich im Geiste das freundliche Gesicht des Arztes, der mir im Kampfe um das bißchen armselige Leben beistand und mich in seiner Güte mit prächtigen, rotwangigen Äpfeln beschenkte, die er vor meinem dürftigen Lager ausbreitete.

Meine Genesung ging sehr langsam vor sich. Wohl ein volles Jahr verging, ehe ich mich wieder einigermaßen erholt hatte. Aber ich hatte außer meiner Mutter eine hilfreiche Pflegerin. Es war die Frau des Gastwirts Hofmann, das „Wirtsbabele“. Das beste Essen brachte sie mir, oder ich musste zu ihr in die Küche kommen, wo sie mich abfütterte wie ihr eigen Kind. So kam ich wieder zu besseren Kräften und wurde ein gesunder heiterer Junge. Ich habe es ihr gedankt bis zu ihrem frühen Tode. Ich wurde ihr „Küchenjunge“ und Gärtner, denn ich verstand mich sehr bald gut auf die Gartenarbeit. In Garten, Feld und Wald zu hantieren, dabei lustig zu pfeifen und zu singen, das wurde mir förmlich zur „Passion“. Und singen konnte ich wie eine Lerche. Auf mich traf zu, was man so oft zu hören bekommt: „Sieht man ihn auch nicht, so hört man ihn doch.“

Der Schulbesuch war für mich ein Vergnügen. Ich lernte gut und erhielt stets die besten Zeugnisse. Bei Erledigung meiner Schulaufgaben habe ich die Erfahrung gemacht, dass das Lernen am frühen Morgen, in der Morgenstunde, kurz vor Beginn der Schulstunden am besten vonstatten ging. Da hatte ich z. B. das Auswendiggelernte noch in frischem Gedächtnis. Mit 8 Jahren wurde ich schon Ministrant und zum Vorbeter in der Kirche und bei Wallfahrten, sowie als Chorsänger verwendet, denn meine Stimme war hell und klar.

Körperliche Züchtigung habe ich in der Schule nur erhalten, wenn ich irgend einen losen Bubenstreich ausgeführt hatte. Ich nahm gern den Leuten die Kirschen, Birnen, Äpfel usw. von den Bäumen. Vielleicht hatte ich damals schon ein Gefühl für das „Teilen“, wie man es später den Sozialdemokraten so gern zur Last legte. Bei diesem „Teilen“ war mir kein Baum zu hoch, denn ich konnte klettern wie ein Eichhörnchen, wobei mir mein geschmeidiger Körper sehr zu statten kam. Einmal pflückte ich in aller Gemütsruhe die Frühpflaumen, die im Garten des Herrn Kaplans wuchsen, vom Baume, währenddessen der geistliche Herr mit seiner schönen Köchin in der Jasminlaube liebte. Durch das Knacken eines Zweigleins erblickten sie mich, aber da war ich auch schon mit einem Satze über die Mauer, auf der ich stand, hinüber ins nahe Kornfeld gesprungen. Erkannt war ich ja, aber die Klugheit gebot es wohl dem Herrn Kaplan, es mir nicht merken zu lassen. Und das ebenso kluge Fräulein war von dieser Stunde an auffallend freundlich zu mir. Sogar Braten und andere gute Sachen steckte es mir dann und wann zu. Jedenfalls ver-

stand es das „Bestechen“ recht gut und ich hielt säuberlich den Mund.

Aber wegen eines anderen „frechen Streiches“ wurde ich von demselben Herrn Kaplan einmal derb gestraft. Als „erster Ministrant“ beim Gottesdienst hatte ich die Aufgabe, dem Geistlichen aus einem silbernen Kännchen Wein in den Kelch zu gießen, über welchen - nämlich über den Wein - der Segen gegeben, d. h. nach katholischem Ritus, der Wein in Christi Blut verwandelt werden soll. Aber jedesmal schon, wenn mir bei dieser Gelegenheit der prickelnde Duft des Weines in die Nase fuhr, kam ich in die Versuchung, in dem Kännchen einen kleinen Rest Wein für mich zurückzuhalten, den ich dann nach Beendigung des Gottesdienstes heimlich austrank. Als ich wieder einmal dabei war, dieses schwere „Sakrilegium“ zu begehen - wobei ich mir aber gar nichts dachte - und mit wahrer Wollust den kühlen Wein meiner dürstenden Kehle zuführte, da erhielt ich plötzlich von rechts und links ein paar kräftige Ohrfeigen. Der Herr Kaplan war nämlich gerade aus der Sakristei getreten und hatte mich beim „Weinschmause“ überrascht. Nachdem habe ich diese „Sünde“ nicht mehr begangen.

Einmal bekamen wir einen neuen Lehrer; der war ein großer Freund des Kartenspiels und kam selten vor Früh aus dem Wirtshaus. Dann aber lag er lieber auf der Haut, als dass er Kinder unterrichtete. Aber er wusste sich zu helfen. Damit die Schüler, namentlich die jüngeren, beim Lernen nicht im Rückstand blieben, stellte er die tüchtigsten älteren Schüler als „Hilfslehrer“ an. Und zwar ein Mädchen und mich. Dabei bediente er sich einer besonderen Methode. Das Mädchen musste die Buben und ich die Mädchen abhören und unterrichten. Natürlich fühlten wir uns Beide dadurch sehr geehrt und schlossen gute Freundschaft miteinander. Aber diese Freundschaft ging sehr bald in die Brüche. Ich hatte eine kleine A-B-C-Schützin - die später meine liebe Frau geworden ist - abzuhören. Wahr ist: Die Kleine hatte ihre Aufgabe nur mangelhaft gemacht. Da aber das Kind mich unter Tränen bat, es dem Lehrer nicht zu sagen, ließ ich mich diesem gegenüber zu der kleinen Notlüge hinreißen, dass alle ihre Sache gut gemacht hätten. Da platzte meine „Hilfslehrerin“ heraus: „Das ist nicht wahr, Herr Lehrer, die Bickels Rethel hat nichts gekonnt.“ Nun nahm der Lehrer die Prüfung der weinenden Kleinen vor und richtig: Jetzt ging's noch schlechter wie zuvor, freilich wohl nur aus Angst vor Strafe. Das Ende war, dass ich mit dem Rohrstock wohl ein Dutzend Hiebe auf den Hosenboden aufgebrannt bekam.

In voller Empörung über solchen „Freundschaftsdienst“ schwur ich meiner „lieben Kameradin“ schwere Rache. Als die Schule aus war, war ich der erste draußen, stellte mich hinter der Hausecke auf und als meine „Freundin“ um die Ecke bog, ergriff ich sie bei den langen braunen Zöpfen, riss sie nieder und zog sie ein paar mal hin und her. Das tat ich, ich, der sonst so gutmütige Junge, der keinem Würmchen etwas zuleide tat. Der Schullehrer aber, der auf das Geschrei der Zerzausten ans Fenster eilte und zusah, gab mir am anderen Morgen gleich den Auftrag, an einer gewissen Stelle des Waldes ein Dutzend geschmeidige Haselnußbruten zu holen. Er sagte es mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, wahrscheinlich, damit ich mir „nichts denken“ sollte. Aber ich roch den Braten schon. Ich machte mich also, folgsam wie immer, und natürlich erst recht unter dem Zwange der Verhältnisse auf die Socken, wollte sagen: barfuß auf den Weg, bewaffnet mit dem scharfen Federmesser des Lehrers, um die Ruten selbst zu schneiden, mit denen ich gezüchtigt werden sollte. Auf dem Wege zum Walde reifte in mir ein teuflischer Plan, den ich mit kühler Ruhe auch auszuführen beschloss. Aber ehe ich dazu kam, erlebte ich ein reizendes Abenteuer. Vor meinen Füßen flog aus hohen Wiesengrass, durch das ein schmaler Fußpfad führte, eine junge Schnepfe auf, fiel aber gleich nieder ins Gras und verwickelte sich mit Füßen und Flügeln in dasselbe, so dass sie nicht weiter konnte. Ich steckte das Tierchen in die Hosentasche und dann ging's flugs dem Walde zu. Schnell waren so ein Dutzend reizende Haselstäbe geschnitten; aber auf dem Rückwege zur Schule machte ich mit dem feinen Federmesser hübsche, fast unbemerkbare Ringelchen um die Stäbe herum, damit sie beim Zuschlagen „nicht so wehe tun“ sollten. Und sie taten auch nicht wehe, die schönen Stäbe mit den feinen Ringelchen. Als ich die Stäbe dem Lehrer überreichte, glaubte ich ein zufriedenes Schmunzeln auf seinem Gesicht zu sehen, und als ob er es gar nicht länger mehr erwarten könnte, mir den Lohn für meine an seiner „Hilfslehrerin“ verübten Heldentat auszuzahlen, nahm er mich also gleich beim Kragen, drückte mich auf den Stuhl nieder, spannte die Hosen über mein Sitzteil, um darauf die Biegsamkeit und Brauchbarkeit der dargereichten Folterwerkzeuge zu erproben. Aber schon beim Schwunge des ersten Stabes hörte man ein sanftes „Knick-Knack“, wie von dem Perpendikel der Schuluhr herrührend. So ging's mit allen 12 Stäben, sie wollten sämtlich auf meinem Sitzfleisch nicht „brennen“.

Und zwischen dieser vergeblichen und unfruchtbaren Prozedur kroch mein kleiner Piepmatz aus der Hosentasche und suchte freudig in der Schulstube die ersehnte Freiheit, vielleicht auch aus Furcht vor dem Erdrücktwerden durch die liebevolle Demütigung, die mir der kartenkundige Lehrer angedeihen ließ. Dass auch diese meine Freveltat gerochen werden musste, lag auf der Hand. Mein Jugendbildner ging hinaus, zog aus einer Buchenwelle eine starke hahnebüchene Rute heraus und bearbeitete damit meine Kehrseite in so hahnebüchener Weise, dass sämtliche Schüler und Schülerinnen, auch meine „Freundin“, in lautes Weinen ausbrachen. Ich aber biss die Zähne aufeinander und gab trotz der ungeheuren Schmerzen keinen Laut mehr von mir, nachdem ich den ersten Schrei ausgestoßen hatte, was den „lieben Lehrer“ nur in noch größere Wut versetzte. Als er mich endlich losgelassen und mit erblasstem Gesicht, von dem kalter Schweiß perlte, in meine Bank wanken sah, war ihm nicht mehr wohl zumute. Er schloss die Schulstunde und ließ mich nach Hause gehen. Stumm und ohne Gruß ging ich nach Hause, wo meine Mutter mir die Schmerzen mit kalten Umschlägen zu lindern suchte. Dem genannten Vöglein gab ich die Freiheit wieder. Trotz der Schmerzen ging ich am nächsten Morgen wieder zur Schule; aber mit dem festen Vorsatz, um keinen Preis wieder „Schullehrer“ zu spielen. Wider Erwarten kam diesmal der Lehrer zur Anfangsstunde ins Lehrzimmer, wobei er mich aufmerksam betrachtete. Aber inzwischen hatte meine Mutter den Lokalkaplan über das Vorkommnis verständigt. Gerade als der Lehrer mir gesagt hatte, ich solle die Mädchen abhören - meine „Freundin“ war bereits in Tätigkeit getreten - und ich ihm ruhig erklärte, dass ich es nicht mehr tue, weil ich lieber selbst lernen wolle, trat der Kaplan, der Lokalschulinspektor war, herein. Und nun gab's eine kleine, aber um so ernstere Auseinandersetzung, mit deren Beendigung auch die Tätigkeit von Schulkindern als „Hilfslehrer und -lehrerinnen“ ein Ende hatte. Von diesem Augenblicke an ließ mir meine frühere Freundin und Schulgenossin keine Ruhe, bis ich ihr vergeben und mich mit ihr wieder ausgesöhnt hatte. Der Lehrer aber nannte mich von dieser Zeit an nur noch den „dickköpfigen Demokraten“. Dieses Wort „Demokrat“, oder vielmehr dessen Sinn war mir nicht klar und bei einem schon damals rege gewordenen Wissensdrang ließ es mir keine Ruhe, bis ich darüber Aufklärung hatte: sie wurde mir durch einen Mann zuteil, der die 48er Bewegung mit durchgemacht hatte, aber auf meinen „Fall“ traf die Aufklärung doch nur insofern zu, als sich mein Gemüt gegen eine ungerechte und brutale Behandlung aufbäumte. ----- Meine Liebe zur Betätigung in freier Natur wurde noch mehr gesteigert, als an Stelle meines Peinigers ein anderer Lehrer kam. War das ein Lehrer! Wenn doch alle unsere

Jugendbildner so sein möchte! Körperlich von prächtigem Wuchs, sprach Gutmütigkeit und Milde aus allen Zügen seines Gesichts. Von dem Tage seines Antritts bis zu seinem erzwungenen Abgang sah man keinen Stock oder eine Rute in der Schule mehr. Und die Kinder lernten um die Wette, um ihn nicht zu betrüben. Denn er hatte eine eigene „Straf“methode, die von den Kindern mehr gefürchtet wurde, als der Stock es vermocht hätte. Einige Worte schmerzlichen Bedauerns über den Unfleiß oder über die Unachtsamkeit eines Kindes genügten, um die von diesem begangene Schuld wieder gutzumachen. War das Wetter schön, so verkürzte er gewöhnlich die Schulzeit um eine halbe Stunde und dann ging's hinaus in Feld und Wald, wo botanisirt wurde. Für jedes Kräutchen, jeden Stein, Strauch, Moosart, Pilze usw. usw. hatte er die Erklärung. Dazwischen wurden von ihm heitere und grausig klingende Märchen erzählt, oder es wurde Musik gemacht, denn er war ein vortrefflicher Harmonika- und Geigenspieler zugleich. Oder er stellte uns je nach Begabung in Gruppen auf zum Gesang herrlicher Lieder, aber ohne religiösen Inhalt. Solche Lieder habe ich heute noch in so frischem Gedächtnis, wie zu meiner Schulzeit. Nur einige wenige von den vielen will ich andeuten. Da vor allem das Herz und Gemüt erhebende:

„Der Frühling hat sich eingestellt,  
Wohlan! Wer will ihn seh'n?  
Der muss mit mir ins freie Feld,  
In 'nen grünen Wald nun geh'n.“

(Die beiden letzten Strophen wurden von einigen Mädchen, die in kurzer Entfernung hinter einem Strauchwerk aufgestellt waren, gleichsam als Widerhall mit zarter Stimme wiederholt, was überaus reizend wirkte.)

Oder: Wie lieblich hallt durch Busch und Wald

Des Waldhorns süßer Klang,  
Süßer Klang

(Wieder wie vorher)

Oder: Der Nachtigall reizende Lieder,

/: Lieder :/

Ertönen und rucken nun wieder,

/: Wieder :/

Die fröhlichen Stunden ins Jahr.

Oder das beliebte „Kuckuckslied“:

Wer gleicht mir im weiten Wald

Vom ganzen Vogelchor?

Sobald mein einfach Lied erschallt,

So lauscht mir jedes Ohr.

Und nun erschallt's: Kuckuck! Kuckuck! - Kuckuck Kuckuck

Oder: „Wer hat dich, du schöner Wald“, oder „Wie herrlich ist's im Wald“ und viele andere.

All diese, mit Geigenton begleiteten Lieder waren wahre Herzenserfrischungen für uns. Wer aber seine Schulaufgaben nicht gut genug gemacht hatte, durfte nicht teilnehmen an diesen Ausflügen und das war die empfindlichste Strafe für den kleinen Sünder, die aber sehr erzieherisch wirkte.

Mich hatte der Herr Lehrer besonders gern, denn ich war auch in all diesen naturgeschichtlichen und natürlichen Dingen ein gelehriger Schüler. U. a. gebot er mir, von den besten Obstsorten der Gegend Edelreiser zu sammeln, die wir dann auf die im Walde zahlreich vorhandenen Wildlinge von Kirschen, Äpfeln und Birnen pflanzten, ein Verfahren, welches mir viel Vergnügen machte und mit den besten Erfolgen belohnt wurde. Selten, dass ein solcher von mir aufgepfropfter Sprößling versagte. Wenn dann nach einem Jahre die Reiser gut angesetzt hatten, wurden die Bäumchen herausgenommen und in die Gärten und Felder des Dörfchens verpflanzt. Schon nach drei oder vier Jahren trugen sie ihre schmackhaften Früchte zum Ergötzen der Leute, die mir nicht genug Dank dafür wussten. Zu den fast ständigen Begleitern solcher Waldpartien gehörte die etwa 20 Jahre alte Schwester des Kaplans, die Seraphine hieß, ein bildhübsches Mädchen mit blauen Augen und blondem Haar, und gutmütig wie ein Engel. Ist nicht Seraphine ein schöner Name? Und der Lehrer hieß Josef Mai. Auch ein wohlklingender Name. Wir älteren Schüler merkten bald, dass sich die beiden lieb hatten. Welch köstlicher Name für das Fräulein, besonders wenn es die Frau ihres Schatzes hätte werden können. Seraphine Mai! Was liegt nicht alles Liebliche, Zarte darin! Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Schwere Schicksalsschläge rissen beide aus ihrem Liebestraum. Es war dem Bruder der heimlichen Braut, der übrigens ein treuer, aufrichtiger Freund des Lehrers war, hinterbracht worden, dass dieser verhaftet werden sollte, weil er sich als Student an der 48er Bewegung beteiligt hatte, trotzdem eine Anstellung als Lehrer erhielt aus „Irrtum“. Der Kaplan unterstützte also die Flucht des Lehrers nach Kräften, der auch „glücklich“ und dennoch recht unglücklich nach Amerika entkam. Von heute auf morgen, also in einer einzigen Nacht, haben wir unseren geliebten Lehrer verloren. Den Jammer der Kinder zu beschreiben, dazu ist meine Feder nicht imstande. Als einziger Trost blieb nur, dass die Jagd nach dem Entkommenen vergeblich war. Aber nach zwei Jahren kam er heimlich wieder, versammelte seine früheren Schüler um sich zum letzten Abschied und nahm noch in derselben Nacht seine Seraphine mit hinüber in das freiere demokratische Land. Was aus ihm und ihr geworden ist, davon habe ich leider nichts mehr erfahren. Aber noch heute gedenke

ich seiner und ihrer in Liebe und Verehrung. Und die heute wohl jedes Jahr noch mit Früchten beladenen Bäume, die wir zusammen gepflanzt, bilden ein lebendiges und beredtes Zeugnis für seine Sorgfalt und Uneigennützigkeit. Er war ein Demokrat im besten Sinne des Wortes, und ich getraue mir sagen zu dürfen, dass sein ganzes Wesen nicht ohne Einfluss auf meine Gemütsverfassung und meine künftige Gesinnung geblieben ist. Dieser Demokrat hat mir den Keim des nachfolgenden Sozialdemokraten gelegt.



Über eine größere Anzahl kleiner Episoden in meinem Knabenalter will ich hinwegsehen. Aber soviel darf ich wohl sagen: Ein in meinem Innern schlummernder Gerechtigkeits-sinn erstarkte immer mehr und kam manchmal recht impulsiv zum Ausdruck. So z. B. auch bei dem Konflikt mit meiner Schulfreundin und der ersten Begegnung mit meinem Erzeuger, die zugleich auch die letzte war. Auch später noch traten solche impulsive Handlungen auf, worauf ich noch zurückkommen werde.

Über ein Erlebnis bei meiner ersten „heiligen Kommunion“, wie sie bei dem katholischen Volke genannt wird, und dem, was später, wenn auch nur lose mit ihr zusammenhing, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Unter 12 Kommunikanten war ich nämlich der einzige Knabe. Und als wir alle zusammen, eins nach dem anderen, ich als Knabe voran, an die Stufen des Altars traten, um die heilige Hostie zu empfangen, da überfiel mich in diesem Augenblick eine gewisse Scham, so dass ich am liebsten davongelaufen wäre. Als ich dies nach dem Gottesdienste bei einem Spaziergange meinen Schulfreundinnen erzählte, lachten sie mich weidlich aus, was mich sehr in Harnisch brachte. Auch später wurde ich darob geneckt, doch verdarb ich es mit keiner von ihnen. Schlimmer stand es schon um mich, als wir in das „reifere Jugendalter“ eingetreten waren und wir uns bei Musik und Tanz vergnügten; da wollte sich fast jede von mir nach Hause führen lassen. Und welcher junge Bursche sollte nicht gern ein solches Opfer bringen, zumal wenn rosige Mädchenlippen darum bitten? - Und dennoch wurde keine einzige aus der ganzen Schar meine spätere Frau.

Man sagt, dass böse Beispiele gute Sitten verderben. Ich sage: Gute Beispiele regen zur Nachahmung an. Auch das gute Beispiel des Lehrers Mai, in Flur und Wald der Erholung, der Belehrung, des Gesanges, der Lust und Freude zu pflegen, wurde von uns, seinen früheren Schülern, noch lange getreulich befolgt, bis die Mädchen nach und nach unter die Haube, und die Burschen unter die Pantoffeln kamen oder Soldat wurden, oder aus sonstigen Ursachen die heimatliche Scholle verlassen mussten.

Wie stolz fühlten wir uns Burschen doch, wenn wir uns des Sonn- und Festtagsnachmittags, oder an schönen Werktagsabenden nach vollbrachter schwerer Arbeit zu einem Spaziergang durch Flur und Wald rüsteten, jeder sein Mädchen traulich am Arm und singend und plaudernd unsere kleinen Streifzüge

machten. Das waren weit reinere und unschuldigere Vergnügungen, als in der dumpfen Atmosphäre der Wirtshäuser zu sitzen, Karten zu spielen, zu trinken oder schließlich gar zu raufen. Und wenn bei solchen Ausflügen gegenseitige Zuneigung und Liebe zwischen Mädchen und Bursch ihre Rechte geltend machten, wer hätte wohl ein Recht, darob die Nase zu rümpfen? Heißt es nicht in dem bekannten, von jungen Leuten immer und immer wieder so gern gesungenen Liedchen:

„Ist denn Lieben ein Verbrechen?

Darf man denn nicht zärtlich sein?“

Wahr ist aber auch: Gerade aus solchen gemeinschaftlichen Ausflügen ist manche glückliche Ehe hervorgegangen. Da haben sich die Herzen gefunden, die harmonisch einander entgegenschlugen zum festen Zusammenhalt in Leid und Freud`.

Bald nach meiner Entlassung aus der Schule - ich war kaum 13 Jahre alt - musste ich als Schürer in der Glashütte mein Brot verdienen. Dass die Schürer in den Glashütten eine ebenso schwere wie ungesunde Arbeit zu leisten haben, darüber braucht man kein weiteres Wort verlieren. Ihre Tätigkeit ist genugsam bekannt. Aber meine Schürertätigkeit von damals war gegenüber der heutigen doch grundverschieden. Damals gab es noch keine Steinkohlen- oder Gasfeuerung, wenigstens nicht in der Glashütte meines Geburtsortes. Dort gab es nur Holzfeuerung. Mit 2-3 einhalbmeterlangen schmalen Holzstücken mussten die „Schürer“ von einem Schürloch zum anderen in ziemlich schneller Gangart eilen, um den Ofen in gleichmäßiger Schmelzhitze zu erhalten. Von Minute zu Minute musste ein solcher Gang gemacht werden. Und jeder solcher Gang nahm mindestens 30 Schritte in Anspruch. Das machte in 3 Stunden Schürzeit 180 Gänge = 5400 Schritte. Da nur 2 Schürer angestellt waren, die einander abzulösen hatten, so rechne man sich aus, wieviel Schritte jeder von ihnen in einer 24stündigen Schmelzzeit machen musste. Nur während der 12stündigen Aus-Arbeitszeit konnte eine langsamere Gangart eingehalten werden. Aber es war eine fast ununterbrochene Folterarbeit, wobei das Reinigen der Roste nach dreistündigem Schichtwechsel die schlimmste war. Denn während der dreistündigen Schürzeit hatte sich unter den Rosten eine große Menge glühender Kohlen und Asche angesammelt, die mit einer langen, schweren eisernen Krücke hervorgezogen, in einer eisernen Karre verladen und in die „Kohlenkammer“ gefahren werden musste, woselbst sie zu vollständiger Asche verglühten. Aus dieser Asche wurde nach ihrem Erkalten die sogenannte Pottasche bereitet, die dann später einen Teil des Schmelzgemenges bildete. Diese Reinigung der Roste nahm mindestens eine halbe

Stunde in Anspruch, so dass die nun eintretende „Ruhepause“ des abtretenden Schürers wenig mehr als zwei Stunden betrug. Es wird einleuchten, dass diese „Ruhepause“ nicht im geringsten hinreichen konnte, die vorher aufgebrauchten Körperkräfte auch nur einigermaßen wieder zu ersetzen. Und bei dem fast ständigen Mangel an kräftigenden Nahrungsmitteln konnte es nicht ausbleiben, dass das Wachstum der jungen Schürer und die Entwicklung ihres übrigen Körperbaues sehr hintangehalten wurde; und dass sich deshalb nur schwer die benötigten Arbeiter zu dieser Tätigkeit fanden.

Innerhalb dieser meiner „Schürerlaufbahn“ spielte sich einmal eine Episode ab, die mir dem Namen eines „Demokraten“ einbrachte. Der Fabrikherr ließ nämlich an beiden Seiten des Glasofens je einen Kühlofen für Apothekergläser und anderes Kleinzeug einbauen und verlangte nun von uns beiden Schürerjungen, dass wir außer der Beschickung des Schmelzofens auch die zwei neuen Kühlöfen unter Feuer halten sollten, aber ohne Bezahlung oder Lohnzulage. Dem widerstrebt aber mein schon früh entwickeltes Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl ganz gewaltig. Mein Leidensgefährte - „Hann“ hieß er - sagte zu dem Ansinnen nichts. Ich aber, der Jörgerl, verlangte kurz und bündig für die Arbeit „mindestens 10 Gulden extra“. „Wa-a-a-a-s?“ fuhr mich der Fabrikherr an; „was fällt Dir ein? Hann macht`s doch auch für umsonst, also kannst Du es auch umsonst machen oder Du machst, dass Du zum Loch nauskommst.“

„Klipp, klapp“ flogen die zwei Holzklötzchen, die ich gerade in der Hand hatte, um sie ins Schürloch zu stecken, auf den Scheithaufen. Ich nahm den Kittel vom Nagel, sprang mit zwei Sätzen zur offenen Tür hinaus und ward nicht mehr gesehen. In nächster Nähe der Hütte war der Wald; an einer sanft aufsteigenden Berglehne lagerte sich der „Streiter“ hin; streckte die mageren, müden Glieder und sog den würzigen Duft des Waldes mit vollen Zügen ein, aber die Augen auf das deutlich sichtbare Hüttentor gerichtet. Sonderbare Gefühle bemächtigten sich meiner: keine Arbeit mehr! Aber warum? Weil ich die schwere schmutzige Arbeit nicht umsonst machen wollte! Weil ich es nicht konnte und sich meine ganze innere Natur dagegen aufbäumte! Ich hätte aufschreien mögen vor Zorn und Scham zugleich. Da dachte ich an meinen Leidensgefährten „Hann“. Elender Wicht, Hann! Schämst dich nicht, deinen Kameraden im Stich zu lassen? Arbeit umsonst zu machen? Wirst du nicht auch gleich aus der Tür treten, mich suchen und mir sagen: Ich bin dein treuer Kamerad und mag auch nicht mehr umsonst arbeiten! -

Halt! Wer kam von dort unten herauf? Wahrhaftig, es ist „Hann“! Hat er - so dachte ich - auch den Dienst aufgegeben, es so gemacht wie ich? Sei willkommen, Freund! Sag, was bringst, was willst Du? - Und „Hann“ kommt schnurstracks auf mich zu: „Du sollst glei in die Hütt` kumm; Dei Bruder hats`s g`sagt, sonst will er Di schlog`n“, Das war alles, was „Hann“ wusste, was er zu sagen hatte. Ich richtete mich langsam vom Boden auf, trete vor „Hann“ hin und sage kurz; „Geh`, schür` für mich um meinen Lohn und verreck` bei der Arbeit; und meinem Bruder sog`, er soll doch schür`n, wenn er mog; i betret` die Hütt`net eher, als bis i krieg, was i verlangt hob`!“

Und „Hann“ ging: gleichmütig legte ich mich wieder ins Gras. „Lieber mach` i Waldarbeit, als no mal in dero stinkigen Hütten geh`n für den armseligen Lohn.“

Ich war eingeschlafen, da hörte ich knackende Tritte und Geräusch von Sträuchern. Der Hüttenherr und der Schmelzer treten heran. Ich stehe auf und grüße: da sagt der Herr: „Geh` an Deine Arbeit; Ihr bekommt die Woche 5 Gulden, und statt zwei werden drei Schürer eingestellt; ich hob` eingesehen, dass das zuviel Arbeit und zuwenig Lohn für Euch ist; aber gleich davonzulaufen hätt`st net brauchen.“

Der gute Herr aber wusste, warum er jetzt zu so großer Einsicht kam; er hätte ja keinen zweiten Schürer gefunden für so wenig Lohn und viele Arbeit! Ich gab dem Herrn die Hand, dankte und ging an die Arbeit. Meinen „Kameraden“ aber fragte ich sogleich: „Nimmst Du den Lohn a oh?“ Da wurde „Hann“ erst rot, dann blass und, indem er mich ansah und mir die Hand drückte, rollten ihm ein paar Tränen über die Backen herunter. Ich verstand die Bewegung meines „Freundes“. Wir blieben auch wieder gute Freunde, trotz des Vorfalls. Auch später bin ich noch manchesmal für meine Kameraden eingetreten, was sich aus meiner späteren Stellung zur Arbeiterbewegung ergibt. Diese meine Tätigkeit wird in einem anderen Werk aus meiner Feder noch näher beleuchtet werden.

### **Erlebnisse in den späteren Jahren.**

Dass aus meiner Jugendzeit die traurigen Erlebnisse meiner gewerblichen Betätigung noch später auf mich einwirkten und Hass und Erbitterung auch im späteren Leben mich stets begleiten gegen alles, was sich de Unterdrückung und Ausbeutung an der Arbeiterschaft schuldig machte, wer wollte mir dies verübeln? Ich war eben keine Knechtsseele. Nach meiner Verheiratung am 5. Februar 1867 übersiedelte ich nach der Rheingegend und fand in verschiedenen Glashütten

Arbeit; aber leider keine bleibende Stätte. Dieser Umstand war Veranlassung, die Einrichtungen der verschiedenen Betriebe kennen zu lernen, und um so lebhafter für eine Besserung der Arbeitsverhältnisse einzutreten.

Vom Rheinland ging ich nach Dresden und fand den Nährboden für meine weitere Tätigkeit, die ich auf gewerkschaftlichem, kommunalem und politischem Gebiete entfaltete. Schon im September 1875 wurde auf meine Veranlassung der erste Glasarbeiterkongreß im „Waldschlößchen“ zu Dresden eröffnet, wo die Gründung des „Allgemeinen Glaskünstler-Bundes“ beschlossen wurde.

Die Vorarbeiten zur Gründung nahm ich in die Hand und es sei dabei derjenigen Personen gedacht, die mich bei dieser Arbeit unterstützten. Sie werden zum großen Teil schon in kühler Erde ruhen, wo wir demaleinst alle enden werden. Aber auch unsere Gegner, die „Glaskönige“, beobachteten unsere Bestrebungen in der richtigen Erkenntnis, dass dieser „Glaskünstler-Bund“ lediglich eine Waffe gegen die Unterdrückung und Ausbeutung war. Sie waren emsig bemüht, unser Unternehmen illusorisch zu machen. Ihre gegnerische Stellung wurde in ihrem Fachorgan, „Die Glashütte“, redigiert und herausgegeben von Julius Fahdt, Dresden, illustriert. In ihrer Nummer 27 vom 3. Juli 1875 heißt es folgendermaßen:

Von verschiedenen Vereinsmitgliedern wird uns der nachfolgende Aufruf an die Glaskünstler Deutschlands eingesandt; alle Remittenten schließen ihre Briefe mit der kurzen Bemerkung: „Unseren Glasmachern haben wir den Beitritt zu diesem Künstlerbund bei sofortiger Entlassung untersagt.“

Nun folgt wörtlich unser Aufruf an die im Beruf beschäftigten Arbeiter. Er sieht folgendermaßen aus:

### **Aufruf an die Glaskünstler Deutschlands!**

Geehrte Freunde und Kollegen! Ein Punkt, inhaltschwer und für die Glasmacher von größter Bedeutung, ist es, den wir durch diesen Aufruf Euch darzulegen uns erlauben. Wir tun dies mit um so größerer Zuversicht, weil von allen Seiten sich das Bedürfnis geltend macht, eine Regelung, eine Besserung im Glasmacherwesen eingeführt zu wissen.

Aber wie, auf welche Weise ist das möglich? wird man fragen: nun die Antwort ist nicht schwer zu geben: durch nichts anderes, als durch Vereinigung, vereinigtcs Wirken, Organisation, mit kurzen Worten: durch die Gründung einer „Genossenschaft der Glaskünstler Deutschlands“

Freunde und Kollegen! Viele von uns, wenigstens die Ältesten, wissen es teils aus Erfahrung, teils aus Überlieferung, welche Stellung der Glasmacher, der freie Künstler, vor Zeiten und noch vor 20 Jahren inne hatte, welche Vorteile ihm gewährt wurden, wie viel Achtung und Ansehen er von seinen Hüttenherren genoß usw. Diese Zeiten sind vorbei. Wir wollen hiermit nicht wieder die alten Zeiten herbeiwünschen;

aber wir wollen wenigstens den jetzigen Verhältnissen Rechnung getragen wissen.

Freilich haben auch die Glasmacher, besonders in neuerer Zeit, selbst viel an dem Verluste ihres Ansehens und vieler pekuniärer Vorteile beigetragen. Wenn auch dieses nur einigen zur Last gelegt werden kann, so muss doch die Gesamtheit darunter leiden; an dem Verlust ihrer alten Rechte und Privilegien sind sie alle schuld, ganz allein durch ihre Uneinigkeit, durch ihre Sucht nach Sonderinteressen, durch die Sucht nach Herrengunst usw. Und werfen wir einen Blick auf die Produktionsweise von sonst und jetzt. Früher langsames, bedächtiges Arbeiten, jetzt jagen und schinden und produzieren um das Doppelte und Dreifache mehr als früher. Es ist staunenerregend, welchen Höhepunkt in neuerer Zeit die Glasmacher im allgemeinen, was sowohl die Menge, als Gediegenheit der Produkte betrifft, erreicht hat; und dennoch steht der Glasmacher, der eigentliche Künstler, dem allein das Verdienst des vielen und guten Produzierens zusteht, um kein Haar besser als früher da; im Gegenteil, er hat an seiner sozialen Stellung eingebüßt, in künstlerischer Beziehung Fortschritte, in finanzieller Beziehung Rückschritte; er hat keine weiteren Eroberungen gemacht als die Mehrarbeit.

Und wie traurig sieht es im Krankenunterstützungswesen aus? Wie wenig ist auf diesem Felde für das leibliche Wohl des Arbeiters gesorgt? Von zirka 330 im Gange befindlichen Glashütten Deutschlands haben an 240 keine Krankenkassen. Zwar sind viele kleine Hütten darunter, denen es nicht leicht möglich wäre, eine solche zu gründen, und wenn auch der Hüttenherr so human wäre, seinen Arbeitern Abzüge zu machen, um dieselben in Krankheitsfällen unterstützen zu wollen, so müssten diese Beiträge schon ungeheuer hoch sein, und wenn auch - wenn aber eine solche kleine Hütte das Arbeiten einstellt, fallit geht, wo bleibt dann das eingezahlte Geld? Es ist verloren. Und was haben die Arbeiter derjenigen übrigen 90 Hütten, welche Mitglieder der sogenannten Fabrikskrankenkassen sind, für Vorteile? Solange der Arbeiter in dieser Hütte arbeitet, hat er als Mitglied Anspruch auf Unterstützung, die in der Regel jedoch auch unbedeutend ist; sobald er jedoch diese Hütte verlässt, verliert er auch seine Rechte und Ansprüche an die Kasse. Wie steht es dann mit ihm, wenn er alt geworden, wenn er seine Kräfte und Säfte geopfert hat, seiner Arbeit nicht mehr verstehen kann? Er wird entweder entlassen oder ihm keine Arbeit angewiesen, wo er sein Leben noch kümmerlich fristen kann, wenn ihm überhaupt diese Gnade zuteil wird.

Allen diesen Übelständen soll durch die Gründung der Genossenschaft begegnet werden; es soll eine allgemeine Ortskrankenkasse, eine Invaliden- und Witwenkasse gegründet werden, welche nur von den Arbeitern selbst verwaltet werden sollen. Auch im Gehilfen- und Lehrlingswesen soll eine Regelung und Verbesserung Platz greifen und anderes mehr. (Schluss folgt)

Zur kurzen Übersicht lassen wir das aufgestellte Programm der Genossenschaft hier folgen:

Programm des Glaskünstlerbundes Deutschlands.

Name, Zweck und Mittel

§ 1. Der Verein führt den Namen „Allgemeiner Glaskünstler-Bund Deutschlands“. Zweck des Bundes ist: Die Rechte seiner Mitglieder und deren Interessen zu wahren und zu fördern.

Dieser Zweck soll erreicht werden zunächst durch:

- a, Errichtung von Kassen zur Unterstützung der Mitglieder in Krankheits- und Sterbefällen, sowie durch Gründung von Invaliden- und Witwenkassen.
- b, Unterstützung arbeitssuchender, wandernder Genossen.
- c, Gewährung von Schutz und Rechtshilfe gegen Bedrückung und ungerechte Anforderungen, von welcher Seite dieselben auch ausgehen mögen, und Unterstützung der Genossen in den in dem Statut genau bestimmten Fällen der Arbeitslosigkeit.
- d, Regelung und Beaufsichtigung des Gehilfen- und Lehrlingswesens.
- e, Herausbildung von tüchtigen Arbeitskräften in bezug auf Kunst und Geschicklichkeit in den einzelnen Fächern und Branchen, um dadurch das Gewerbe zu heben und zu fördern.
- f, Festsetzung der Dauer der Arbeitszeit, möglichste Beseitigung der Sonntags- und Beschränkung der Nachtarbeit, sowie Aufstellung eines Tarifs über Höhe der Löhne, insofern dieselben den örtlichen Verhältnissen entsprechen; Einführung von Waren- und Rechnungsbüchern.
- g, Errichtung von Arbeitsnachweisungs-Bureaus.
- h, Unterstützung eines Preßorgans, welches die Interessen des Bundes vertritt.

Kollegen! Es ist dieses ein Programm, nach welchem alle in der Glasmacherei eingerissenen Übelstände mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln beseitigt, hingegen Verbesserungen und Regelungen auch gewerblicher Beziehung eingeführt werden können, welche auch für die Arbeitgeber von großer Tragweite sein und welche dieselben nur mit Freuden begrüßen dürften.

Und so haben wir es denn, durch vielseitige Aufforderung dazu ermutigt, übernommen, zur Regelung und Verbesserung des Glasmacherwesens die ersten Schritte zu tun und lassen deshalb mit vollem Vertrauen die Aufforderung an Euch ergehen, durch Euere Mitwirkung an der guten Sache das allgemeine Wohl fördern zu helfen, um durch vereintes Wirken den Glasmacherstand wieder zu Ansehen und Ehre zu bringen, jeden einzelnen aber von uns in allen möglichen Fällen zu schützen und zu unterstützen.

Um das Einigungswerk aber zu ermöglichen, um den Bund zu gründen, ist es notwendig, dass ein Glasmacher-Kongreß abgehalten werde, wozu jede Hütte oder mehrere zusammen einen Delegierten (Abgeordneten) zum Kongresse schicken, welcher, mit einer schriftlichen Vollmacht ausgerüstet (welche von allen denen, welche denselben schicken, unterschrieben sein muss), sämtliche Stimmen im Kongreß vertritt.

Kunstgenossen! Bieten wir also unsere Hand zur Vereinigung, helfen wir ein Werk stiften, welches unsere Interessen wahrt und fördert, scheuen wir keine Mühe und Opfer, zur Förderung unseres Wohles, zeigen wir, dass auch wir etwas vermögen, wenn wir nur ernstlich wollen, bleiben wir nicht, die Glasmacher, hinter allen anderen Gewerben zurück!

Prüfet also dieses Programm und wenn Ihr es für gut befunden, wenn Ihr zur Vereinigung die Hand bieten und für unser aller Wohl mitwirken sollt, so tretet zusammen, wählt aus Euerer Mitte einen Mann, welcher Eueres Vertrauens würdig, Euere Interessen im Kongreß vertreten soll. Der Kongreß selbst würde ungefähr Mitte August tagen; wir erwarten deshalb binnen 14 Tagen bestimmte Antwort, vom heutigen Tage an gerechnet, ob Ihr den Kongreß beschicken werdet oder nicht. Haben wir 3 Tage nach abgelaufener Frist keine Antwort, so nehmen wir an, Ihr hättet abgelehnt, was wir sehr bedauern würden.

Darum noch einmal, frisch an's Werk und nicht gezaudert, denn Wollen heißt Vollbringen und Beharrlichkeit führt zum Ziele!

**Mit kollegialem Gruß und Handschlag:**

**Sämtliche Glasmacher der Dresdener Glasfabrik.**

N.B. Entschädigung für Versäumnis und Reisekosten müssen den Delegierten selbstverständlich von den Absendern gewährt werden, wenigstens vorläufig; die Gesamtunkosten aller Delegierten werden später, also nach dem Kongreß auf alle beigetretenen und vertretenen Stimmen gleichmäßig verteilt. Solltet Ihr von Eueren Arbeitgebern keine Erlaubnis erhalten, so könnt Ihr Euer Mandat an einen beliebigen Glasmacher von hier einsenden und Euch so vertreten lassen.



Kollegen! Wir empfehlen Euch Dresden als den Ort, an welchem der Kongreß abgehalten werden soll, weil Dresden, als im Herzen Deutschlands gelegen, in gewisser Beziehung den Zentralpunkt bildet, und ersuchen wir Euch, auch in dieser Beziehung Euere Meinung auszusprechen und desfallsige Anträge zum Kongreß aufzustellen. Auch ersuchen wir um Mitteilung einer bestimmten Adresse, an welche wir Zuschriften richten können.

Zuschriften an uns sind zu adressieren:

An die „**Dresdener Glasmacher**  
per Adresse: **E. Knösel, Neu-Löbtau bei Dresden**  
Tharandter Str. 13  
D. D.

Die Redaktion der „Glashütte“ knüpfte an den Aufruf folgende Bemerkung:

„Man könnte sich nur darüber freuen, wenn unsere Arbeiter zu einer Vereinigung kämen und so viele nicht übereinstimmende Gebräuche in festere Regeln brächten, auch wäre die Gelegenheit geeignet, die Lohnfrage einer Erörterung zu unterziehen; doch müßte dies im Einverständnis mit den Hütten und unter ruhiger und vernünftiger Erwägung der heutigen Zeitverhältnisse geschehen, wenn etwas Ersprößliches daraus werden soll.

Wie jedoch aus dem Aufruf nicht undeutlich zu erkennen ist, soll der in Aussicht stehende Künstler-Kongreß ganz unabhängig von der Zurateziehung der Prinzipale abgehalten werden und da glauben wir, dass die Herren Glaskünstler auf ganz falscher Fährte sind. Mögen sie berücksichtigen, dass es heute eine Anzahl Hütten gibt, die nur deshalb ihre Arbeiten nicht eingestellt haben, um ihre Arbeiter nicht entlassen zu müssen, dass aber ein Anstoß von jener Seite das Signal zum Kaltstellen sein dürfte.

Vor drei Jahren hatte der Verband beschlossen - gemeint ist hiermit der Verband der Glasindustriellen. D. Verfasser - eine den heute ausgesprochenen Wünschen entsprechende allgemeine Versorgungskasse zu bilden. Die Sache scheiterte aber an dem Widerstande der Arbeiter selbst. Sollte diese nun doch die große Nützlichkeit einer solchen Anstalt eingesehen haben, so scheint es uns nicht unmöglich, dass das Versprochene auch noch jetzt erfüllt werden könnte.“

Wenn Herr Julius Fahdt in seinem Kommentar über den Aufruf damals seine Freude darüber hervorhob, wenn die Arbeiter zu einer Vereinigung kämen, so will ich annehmen, dass es ehrlich gemeint war. Die weiteren Hinweise lassen aber zweifelsfrei erkennen, dass Herr Fahd die Arbeitgeber in ihrer Taktik richtig einschätzte. Man hat später oft zu dem Mittel

des „Kaltstellens“ gegriffen gegen die Arbeiter, die ehrlich bemüht waren, eine Einigung in die Wege zu leiten und auf den Köder: Gründung einer Versorgungskasse von seiten der Unternehmer, nicht anbeißen wollten. Dass die Arbeiter bei der Gründung des Bundes eine „Zurateziehung“ der Herren Industriellen schließlich ablehnen mußten, wurde unseren Kollegen von den Herren Industriellen recht übel genommen. Wie mancher brave Arbeiter wurde von Scholle zu Scholle gejagt, um ihn den Wünschen der Unternehmer willfährig zu machen.

Auch der Hinweis, dass eine Anzahl Hütten nur deshalb ihre Arbeiten nicht einstellen, um ihre Arbeiter nicht „entlassen zu müssen“, verdient der besonderen Beachtung, weil sich diese Argumentation bis in die letzte Zeit erhalten hat, und bei jeder Gelegenheit von den Industriellen angewandt wurde. In dieser Begründung ist die ganze Verlogenheit und Unehrlichkeit des Unternehmertums verkörpert. Heute dürfte die Zeit vorüber sein, dass man die Arbeiterschaft mit derartigen Mätzchen noch einfängt.

Also trotz allen Widerwillens der Unternehmer kam die Gründung des Bundes zustande. Am 30. Juni 1877 erschien die erste Nummer der „Neuen Glashütte“, ein von mir herausgegebenes Fachorgan für die Arbeiter, welches die Aufgabe hatte, in konsequenter und gerechter Weise die Interessen der deutschen Glasarbeiter wahrzunehmen. In dieser Zeit gingen die Wellen der Reaktion besonders hoch; und da die finanzielle Seite des Blattes bei der Gründung keinesfalls sichergestellt war, so war es meinerseits ein gewagtes Unternehmen, das Blatt herauszugeben; denn wenn das Unternehmen in die Brüche ging, war nicht nur ein treuer Berater der deutschen Glasarbeiter verschwunden, sondern es wäre auch noch der Spott der Industriellen dazugekommen. Die finanzielle Frage wurde aber von den Kollegen nach besten Kräften gelöst und erübrigte weitere Befürchtung für das Bestehen.

Nach kaum 1 ½ jährigem Erscheinen musste die weitere Herausgabe unterbleiben, da durch das am 21. Oktober 1878 in Kraft getretene Sozialistengesetz - bismarckscher Aera seligen Andenkens - das Blatt verboten wurde.

Aber alle Verfolgungen und Ächtungen vermochten nicht, die Idee auszurotten. Was eben nicht öffentlich möglich war, wurde im geheimen betrieben. Der Tatendrang und der Organisationsgedanke hatte bereits Wurzel in der Glasarbeiterschaft gefasst und so war es mir sieben Jahre später, also noch unter dem Sozialistengesetz, abermals möglich, ein Fachblatt ins Leben zu rufen, um die geistigen Bande unter der Kollegenschaft wieder anzuknüpfen und die Solidarität zu pflegen. Am 3. Oktober 1885 erschien in einer 14 tägigen Ausgabe unser heu-

tiger „Fachgenosse“ und stand dieser unter meiner redaktionellen Führung bis zum Jahre 1907, wo er als Eigentum des Verbandes übernommen wurde. (Siehe Protokoll der Generalversammlung in Penzig 1907. Der Verfasser.) Ich blieb ständiger Mitarbeiter des „Fachgenossen“, meines Lieblingsblattes, und den Kollegen dürften die Artikel und sonstigen Abhandlungen aus meiner Feder bekannt sein.

Inwieweit ich die Interessen der Glasarbeiterschaft in dem Fachblatt vertreten habe, überlasse ich dem Urteil meiner Kollegen; nur sie sind berechtigt, darüber zu urteilen.

Aber mein rücksichtsloses Eintreten für die Kollegenschaft in Wort und Schrift hatte natürlich zur Folge, dass sich der ganze Haß und Zorn der Unternehmer über mich ergoss und ich wegen fortgesetzter Kritik der Unterdrückung und Ausbeutung - 25 Monate ins Gefängnis wandern musste; auch Geldstrafen blieben mir nicht erspart.

Auch in kommunaler Beziehung habe ich meinen Mann gestanden und wurde von den Dresden-Löbtauer Genossen ins Gemeindeparlament entsandt. Infolge meiner politischen Betätigung war ich von 1890 bis 1896 Mitglied des sächsischen Landtages und fand auch dort Gelegenheit, die Not und Unterdrückung der darbenenden Volksgenossen an den Pranger zu stellen.

Das größte Vertrauen überbrachten mir aber die Genossen des 6. sächsischen Reichstagswahlkreises, indem sie mich im Jahre 1885 bei einer Ersatzwahl in den Reichstag wählten, dem ich bis zu seiner Auflösung während der wahnsinnigen Kriegperiode angehörte. In diesem Parlament wurden mir des öfteren Petitionen und Eingaben von der Kollegenschaft, von der Organisation, übertragen, um sie vor der Öffentlichkeit zur Sprache zu bringen und für Abänderung dieser oder jener Übelstände im Glasmacherberuf Sorge zu tragen. Soweit dieses in meinen Kräften stand, meiner soziodemokratischen Gesinnung entsprach, bin ich diesem Verlangen nach bestem Wissen und Gewissen nachgekommen. Darüber und über meine Stellung in der Partei soll an anderer Stelle ausführlicher geschrieben werden.

Meine Kräfte fangen an zu schwinden und wenn ich bei meiner sich in der letzten Zeit eingestellten Krankheit merke, dass ich bald an meinen Lebensabend angelangt bin, so will ich mich des biblischen Spruchs erinnern, der da heißt: **Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hochkommt dann sind es 80 ....., und es ist Mühe und Arbeit gewesen.**

Mein Leben war von Mühe und Arbeit reichlich überlastet, aber alles dieses konnte mich nicht hindern, als Sozialist zu leben und zu weben, solange meine Kräfte dazu ausreichen. Gehe hin und tue desgleichen!